

Impressionen von einer Ausstellung

Ziger und Zuwanderung

MICHAEL WALTHER

Ich grinste übers ganze Gesicht, als ich mir zuschaute, wie ich am Stand mit dem Glarner Schabziger unweigerlich ein Zigerbrötli kaufte. Als Kind hatte ich am gleichen Stand, wenn wir die Ausstellung besucht hatten, jedesmal ein Zigerbrötli bekommen. In meiner Erinnerung gratis. Aber wahrscheinlich war es nur gratis für mich gewesen, und meine Eltern hatten es bezahlt. Aber sicher hatte ein Zigerbrötlein nicht mehr als einen Franken gekostet.

Diesmal bezahlte ich zwei Franken fünfzig. Wie von früher gewohnt, gab es eine Auswahl von Zigerbrötlein mit verschiedenen, nach meiner Einschätzung für das Glarnerland eher untypischen Garnituren wie Ei, Ananas oder Tomate. "Mit Schnittlauch", präzisierte die Verkäuferin, als ich mit den Fingern redete und dazu nur "das da" oder "so eins, bitte" sagte. Sie sprach Appenzeller- und nicht Glarnerdialekt und kam vielleicht aus Herisau oder Schwellbrunn statt Ennenda oder Mitlödi. Der Schnittlauch war mir unwesentlich. Der Grund, weshalb ich trotzdem ein Zigerbrötli dieser Sorte wollte, war, weil da am meisten Ziger-Butter-Mischung drauf gestrichen war. Ei, Ananas und Tomate nahmen auf der Toastbrotsscheibe viel mehr Platz weg als Schnittlauch.

Ich verschlang das Schnittlauch-Zigerbrötli im Stehen mitten im Gewühl. Die Halle war moderner als vor 15, 20 Jahren. Die kalte, grelle Designerbeleuchtung passte nicht zum traditionellen Käseverkauf. Besonders lächelte ich über das Team der drei Männer in kognacfarbenen Kutten hinter dem Stand mit dem ursprünglich von Mönchen hergestellten "Tête de moine". Alles Familienväter, mit einem wie auch immer gearteten Sexualleben, machte ich mir meine Vorstellungen.

Dass ich das Brötli verschlang, fiel nicht weiter auf. Es herrschte ein Gedränge, eine Tilsiter-, Baer-, Emmi-, Emmentaler-, Säntis- und Appenzeller-Chäs-Schwade zum Schneiden durchzog die Halle, und an der ganzen Ausstellung assen die Leute ohnehin überall, öffentlich und dichtgedrängt auf einem Haufen, bissen ohne Unterlass in die Wurst, die vom Metzgerverband, das Ei, das vom Eierverband, das Brötchen, das vom Bäckerverband, oder den Apfel, der vom Äpfelverband zu Werbezwecken angeboten worden war, während sie der Vorführung eines Marktschreiers aus dem Süddeutschen folgten, der Gemüsehobel für 89 Franken 90 verkaufte, "mit einer eleganten Plastictasche, die es noch dazu gibt, die in der Migros allein 3 Franken kosten würde", oder sich mit einer neuen Crème die Hände maniküren liessen, oder vor einem Brutkasten zuschauten, bis ein weiteres von 50 Küken ausschlüpfte, oder eine neue Waschmaschine für 5000, eine neue Heizung für 8000, einen Rosskutschenwagen für 15000 oder einen Schaufelbagger für 50000 kauften.

Während ich ass, fiel mir auf, dass Ramiz Hasic, mein bosnischer Begleiter, etwas abseits stand und wartete, bis ich fertig war. Ich überlegte, ob ihm vielleicht unwohl war, weil er im Krieg gewesen war. Wahrscheinlich meidet ja jemand, der den Krieg erlebt hat, ein solches Menschengedränge. Sicher tat jemand das, wenn er Zivilist war, und gerade einen Krieg erlebt hatte. Wahrscheinlich tat jemand das aber auch, wenn er wie Hasic Soldat gewesen war. Mich störte das Menschengedränge manchmal auch. Aber natürlich nicht in dem Sinn, dass es eine besondere Lebensgefahr darstellte, weil es im Krieg besonders leicht unter Beschuss zu nehmen war.

Ich hatte Hasic zuvor die Bewandnis mit dem Zigerbrötli erklärt, gelacht und ihn ebenfalls eingeladen. Er wollte nicht. Noch vorher, als wir uns am Mittag getroffen hatten, hatte ich ihn gefragt, wo er lieber hingehen wolle, ein wenig zur Stadt hinaus, dort habe es wenig Leute, oder Richtung Olma-Ausstellung, dort habe es sehr viele Leute. Ihm war es egal. Also entschied ich, und soeben hatten wir in der "Ostschweizer Stube" Schüblig und Kartoffelsalat gegessen.

Normalerweise waren mir weniger Leute lieber. Aber diesmal dachte ich, für Hasic, der am Rand des Kantons Appenzell lebte (mit 400 Franken pro Monat), sei der Ausstellungs-Betrieb vielleicht interessanter als der entrückte Blick auf die Stadt. Abgesehen davon verfügen Angehörige seines Volks dem Cliché nach ja über einen ausgeprägteren Gruppensinn als wir, einen Gruppensinn, mangels dessen es wahrscheinlich uns Schweizern wesentlich schwerer fallen würde, ohne nennenswerte Steitereien zu zweit, dritt oder viert für ein halbes Jahr in einem relativ kleinen Zimmer in einem Durchgangszentrum zu leben (mit 3 Franken Taschengeld im Tag).

Via Marktplatz und Jahrmarkt waren wir zum Ausstellungs-Gelände hinabgeschlendert. Am Marktplatz war aus einer Gasse in vollem Karacho mit Blaulicht und Sirene ein Streifenwagen der Stadtpolizei herausgefahren gekommen. Hasic hatte gesagt, er sei auch einmal bei der Polizei gewesen. Wann, hatte ich gefragt. Im Krieg, sagte er und fügte bei, er wolle das nie mehr wieder. Wieso, fragte ich. Er wolle nie mehr in den Krieg.

Dann hatten wir zwischen Marktplatz und Jahrmarkt den Stand mit dem Transparent "Stopp der Zuwanderung" der Schweizer Demokraten passiert, die hier wie jedes Jahr die Gelegenheit benützten, unter dem, wie sie glauben, vorwiegend konservativen Publikum der Ausstellung, das aus allen Landesteilen anreiste, Unterschriften zu sammeln.

Weiter hatten wir am Jahrmarkt dem Riesenrad sowie anderen, noch spektakuläreren Bahnen zugeschaut, deretwegen ich Hasic gegenüber bemerkte, mit ihnen sei es besser, vor dem Essen zu fahren. Hasic erzählte, dass es vor einem Jahr in Österreich mit "so eine grosse runde Maschine" einen Unfall gegeben habe. "Riesenrad", sagte ich. "Schweizer Riesenrad. Von Schweizern für Schweizer gemacht", stand am Fuss

des Riesenrads angeschrieben. Per Riesenradfahrt die nationale Identität stärken – warum auch nicht, überlegte ich, fragte mich allerdings, weshalb in diesem Fall der Apparat gelb-violett und nicht traditionell rot-weiss lackiert war.

Und schliesslich hatten Hasic und ich uns im Ausstellungs-Gelände eingefunden. Dort wies ich zunächst einmal in Richtung eines der vielen Fähnlein, die aufgehängt waren und den Namen der Ausstellung trugen, und erklärte, dass das O für die Ostschweiz, das L für die Landwirtschaft, das M für die Milch und das A für die Ausstellung stünde. Deshalb, sagte ich weiter, seien unter den Besucherinnen und Besuchern auch viele Bauern, die sich informieren und eine Kuh, einen Traktor oder eine Maschinensäge kaufen wollten, wobei ich auf das Sortiment Kettensägen zeigte, das sich gerade zu unserer Rechten befand. O für Ostschweiz, L für Landwirtschaft, das habe er sich gedacht, nur weiter habe er nicht gewusst, sagte Hasic und erzählte nun von einer Agrarausstellung in Zagreb, wo er zu Hause, und von einer Agrarausstellung in Alger, wo er eine Zeitlang als Fremdarbeiter gewesen sei.

Nun hielt in der kleinen Arena, wo während der Ausstellung jeweils die Kuh- und Stierprämierungen stattfinden, soeben mit heiserer Stimme der Regierungsvertreter des Gastkantons eine Rede. Ich erklärte Hasic die Bewandnis mit den Gastkantonen. 25 Kantone gebe es in der Schweiz, wiederholte ich der Vollständigkeit halber, was Hasic zum erstenmal im Schulzimmer des Durchgangszentrums gehört hatte. Jedes Jahr sei einer davon an dieser Ausstellung zu Gast, einmal Schwyz, einmal Glarus, einmal Graubünden, dieses Jahr... "De Aargau isch de viertgröscht Kanton noch de Bevölkerig", fuhr mir der Regierungsvertreter ins Wort. "Und de drittgröscht noch de Wirtschaftskraft. Mier Aargauer chönnd schaffe!" Genau, darauf kommt es ja an, dachte ich und fragte Hasic: "Verstehen Sie es?" "Zur Hälfte", antwortete er. "Mier sind aber au ganz en grosse Kulturkanton", fuhr der Regierungsvertreter weiter. Und mit einem fordernden Ton, als ob er davon ausgehe, dass das niemand glaube, folgerte er, "de Kanton Aargau isch en Kanton vo de Zuekunft", er werde jetzt alle in den Kanton Aargau einladen, damit wir es selber sähen, wie schön es sei, und lasse nun verschiedenfarbige Feuersteine herumwerfen, diejenigen, die ein Aargauer Kantonswappen drauf hätten, erhielten ein Billett, er werde uns dann gerne selber empfangen, "uf Wiederluege im Kanton Aargau".

Darauf betraten ein junger Mann und eine junge Frau den Ring und begannen zu tanzen, während die Musikanlage "Im Aargau si zwöi Liebi" zu spielen begann. "Das Aargauer Volkslied", erklärte ich Hasic. Den Bewegungen nach hängte die Frau Wäsche auf, während der Mann etwas von ihr entfernt ziellos umherging. Vielsagender als seine Bewegungen waren freilich der Rucksack und die Militärmütze, die er trug. "Haben Sie die Militärmütze gesehen? Kommen Sie, wir gehen", sagte ich zu Hasic. "Wissen Sie, die Schweizer mögen das Militär. Sie brauchen es immer und überall, sogar wenn sie ein Fest feiern. Sie haben eben lange keinen Krieg mehr gehabt."

Wir flohen in den Kuhstall. Wunderschöne Tiere. Viola, Paradise oder Jade hiessen sie. Auf einem Schild war angegeben, wem sie gehörten, wann sie geboren worden waren, wie gross die Jahresmilchleistung und wie gross der Fett- und der Zuckeranteil ihrer Milch war. Alle lagen in einem dicken, sauberen Bett aus Stroh. Nur Fabienne war ganz natürlich und lag mit dem Hinterteil in einem dicken, saftigen Kuhfladen, nun, da stürzte ja auch schon der junge, rotwangige, als Stallbursche verkleidete Aargauer mit einer Mistgabel im Anschlag heran, trat Fabienne in den Steiss, damit sie aufstand, und beseitigte den Fleck.

Der Preis für eine Kuh betrage in Jugoslawien 500 bis 1000 Deutschmark, sagte Hasic und fragte, was bei uns eine Kuh koste. Er sei kein Bauer, sagte der Mann, den ich nach dem Preis für eine Kuh gefragt hatte, weil er in meinen Augen ein Bauer hätte sein können, aber 6000 bis 7000 Franken koste eine Kuh wie Fabienne „mit einem Wert weit über 7“ (Milchfettgehalt mehr als 4%, Milchzuckergehalt mehr als 3%) schon. 15 000 gar werde für eine prämierte Kuh bezahlt, wenn sie trächtig sei und sich der Bauer dadurch gleich noch eine vierfache Hochleistungs-Nachkommenschaft versprechen könne. Man könne da allerdings enttäuscht werden, warnte der Mann. Höchstens 2000 Franken gebe es, wenn die Kuh bald nur noch den Fleischpreis wert sei. "Ohne Bauern sterben die Städte", drohte ein Schild in der Nähe. Oh, sie werden auch mit den Bauern sterben, dachte ich.

„Ostschweizer AZ“, 8. November 1994